

Vor sechs Jahrzehnten - Im Juni 1963

Das Zweite Vatikanische Konzil fand vom 11. Oktober 1962 bis zum 8. Dezember 1965 statt. Im Juni des Jahres 1963 – Papst Johannes XXIII. war gerade verstorben (3. Juni 1963) und das Konzil war unterbrochen – verfasste der Richter und ehemalige Senatspräsident Dr. Rudolf Fischer einen Brief, den er an einen österreichischen Benediktinerpater richtete.

Sechs Jahren später wurde der Brief - nachdem kurz vor seinem Tode am 18. 2. 1969 Rudolf Fischer die Genehmigung zum Druck gegeben hatte – in der Schriftenreihe der Una Voce - Deutschland (Heft 3/1969) veröffentlicht.

In den bis dahin wenigen Jahren nach dem Ende (des 2. Vat.) Konzils hatten die im Brief dargelegten Ausführungen nichts von ihrer Aktualität verloren. Für viele Entwicklungstendenzen hatte Fischer - er war Konvertit - ein sicheres Gespür. Viele Befürchtung, die er 1963 formulierte, und die als übertriebener Pessimismus abgetan wurde, haben sich im Jahre 2023 längst bestätigt. Leider muss man sogar konstatieren, dass seine Befürchtungen noch übertroffen wurden. Er konnte sich nicht vorstellen, in welchem Zustand seine Kirche sechs Jahrzehnte später sein würde.

Wenn heute von verschiedensten Seiten versucht wird historische Tatsachen in einem einseitigen Bild erscheinen zu lassen, kann man nur vermuten, dass entweder das historische Gedächtnis mehr und mehr verschwindet, oder dass böswillig das historisch nachweisbare Geschehen verschwiegen und verdreht wird. Darum ist das Zeugnis von glaubwürdigen Menschen für uns wichtig.

Gerade wir Medienkonsumierende des 21. Jahrhunderts, die wir permanent von verschiedensten Medien mit wahren oder falschen Nachrichten infiltriert werden, können kaum noch unterscheiden, was wirklich wahr ist. Wohl nur noch wirklich denkende Menschen ist klar, wie die Menschheit dadurch zu einer einheitlichen nichtmehrdenkenmüssenden Gesellschaft wird. Ohne historisches Wissen gibt es keine eigene Meinung.

Umso dankbarer dürfen wir sein über die von einem katholischen Juristen verfassten Gedanken zum Zustand der katholischen Kirche im Jahr 1963. Mögen diese uns helfen zu verstehen, wie es zum heutigen Zustand im Hause des Herrn kommen konnte.

+

Es folgt der Brief.

Die Rechtschreibung wurde wie im Original belassen.
Hervorhebungen sind eigene Nachbearbeitungen.

+

Im Juni 1963

Hochwürdiger Herr!

Nachdem inzwischen Pfingsten und das Fronleichnamfest vorübergegangen sind, will ich Ihnen für Ihren freundlichen Ostergruß herzlich danken. Midi traf er in einer ziemlich desolaten Verfassung, die unentwegt anhält und von der ich nicht weiß, wie ich mich von ihr freimachen kann, es sei denn ich könnte - was natürlich unmöglich ist - mein Leben vergessen von dem Tage an, da ich katholisch geworden bin.

Ich will mich nicht wichtig machen mit meinem bisschen Problematik, nicht vor mir selbst oder gar vor Ihnen. Aber etwas innere Not ist schon dabei. Für midi stellt sich nämlich die Frage in dieser Schärfe: Entweder ist entgegen meinem Verständnis der Weg, den die Kirche in jüngster Zeit beschritten hat, richtig und es ist ein „großartiger Aufbruch“: Dann hätte ich nie katholisch werden dürfen, dann bleibt mir nur der Rückzug in die Resignation, die ich, indem ich zur Kirche fand, überwunden glaubte. Oder aber dieser Weg ist ein Irrweg, ist „des Teufels“, der alles durcheinanderbringen will, (so sehe ich es buchstäblich): Dann darf ich mich der Kirche weiter zugehörig wissen, darf in all dem aushalten in der Erwartung, daß die „letzte Periode die des Heiligen Geistes“ sein werde.

Damit ist wohl das Wesentliche gesagt. Wenn ich trotzdem Ihre Geduld und Güte weiter strapaziere, so vielleicht auch deswegen, weil ich angesichts der schreckend uniformen, einseitigen und auch niveaulosen Berichterstattung über das kirchliche Geschehen und dessen Würdigung im deutschen Sprachgebiet einmal das Bedürfnis habe, Ihnen offen meine Gedanken und Besorgnisse auszusprechen. Es ist ja, als manifestiere sich auch in der Kirche der das Massenzeitalter charakterisierende, lediglich von Abstraktionen, Plititüden und Klischees lebende *common sense* - als gäbe es auch hier kein echtes Gespräch mehr.

TERROR DER SCHLAGWORTE:
WIEDERVEREINIGUNG, ZEIT- UND WELTNÄHE, PASTORAL

Den antidogmatischen, protestantisierenden, synkretisierenden, säkularisierenden Trend im jetzigen öffentlichen Treiben der Kirche kann ich trotz der optimistischen Aussprüche von höchster Stelle nur erkennen als die verschiedenen Seiten eines neuen „Modernismus“, eines Prozesses der Auflösung, der Unsicherheit, wenn nicht gar des Irrewerdens an sich selbst. Es ist, als hätten diese Antidogmatiker nur das einzige Dogma des modernen Menschen, daß es nämlich kein Dogma gibt, heute jedenfalls keines zu geben hat. Andererseits gebärdet man sich so, als gäbe es nur zwei Worte der Heiligen Schrift, die heute aktuell sind, nämlich das Wort Christi aus den Abschiedsreden „daß alle eins seien“ und das bereits seit langem mißbrauchte aus der Genesis „macht euch die Erde Untertan“.

Unter Berufung auf das erste trachtet man der äußeren organisatorischen Einheit der Kirche - koste es was es wolle - näherzukommen (daß alle eins seien in der Einheitssauce dogmatischer Unverbindlichkeit), unter Berufung auf das andere sucht man - ein großartiger Schachzug des Teufels - dem Fortschrittswahn, der bei dem modernen Menschen an die Stelle des Verlangens nach Erlösung getreten ist, also einer Diesseitsbesessenheit, ein christliches Alibi zu verschaffen, sie christlich hoffähig zu machen, indem man ein am Evolutionismus orientiertes „wissen-

schaftliches Weltbild“, das wissenschaftlich überhaupt nicht existiert, umdeutet, umphantasiert oder umlügt in ein im Grunde christliches Geschehen, was aber - trotz aller Teilhardismen - die christliche Botschaft verstummen machen oder ihre Adressaten für sie ertauben lassen muß.

Denn wie kann das Wasser noch interessieren, wenn der Durst abgeschafft ist.

Es ist mit Recht hingewiesen worden auf die allzu strapazierte Unterscheidung zwischen „pastoralen“ und „theologischen“ Konzilsvätern, wobei jene als die edlen, fortschrittlichen, sich im Hirteneifer verzehrenden, diese aber als die finsternen Rückständigen, als die „klerikalisierenden“, zeitfremden erscheinen. Das „pastoral“ verschlingt alles andere. Ein Wort statt Gründen. Hinter diesem Wort steckt neben echtem seelsorgerischen Anliegen alles Mögliche und Unmögliches, angefangen von der Rücksicht auf gedankenlosen oder böswilligen Antiklerikalismus bei den Tagesschreibern, antikurialen Affekten des Klerus nördlich und westlich der Alpen, antirömischen Tendenzen, überhaupt die ganz unkatholische Abneigung gegen das „Institutionelle“ und die juristische Struktur der Kirche bis zum Ausspielen ostkirchlicher Verhältnisse hiergegen (als ob sich dieser Unterschied nicht ohne weiteres aus der stark rationalen Struktur des abendländischen Menschen einerseits, dem auf theologische Unterscheidungen und Auseinandersetzungen weniger bedachten, dem Mysterium im mittelbarer zugewandten Wesen des ostkirchlichen Menschen andererseits erklären, aber gerade deshalb nicht beseitigen ließe), bis hin zu der Abneigung mancher angehender Theologen, ordentlich Latein zu lernen und Philosophie zu studieren. Außerdem wird mit dem Worte „pastoral“ bemäntelt das Ressentiment gegen das „Mittelalter“ und das puerile Bedürfnis, „Urkirche“ zu spielen.

BEDENKLICHE PUBLIZITÄT

Soweit es noch nicht geschehen ist, werden Sie gewiß Anstoß nehmen an Form und Inhalt dessen, was nun kommt. Aber Sie müssen es hinnehmen von einem „mündigen Laien“, einer modernen Erfindung zum Lachen, offenbar ein Surrogat für den immer mehr um sich greifenden Schwund religiöser Potenz in der Massengesellschaft. Ich bin gewiß durchdrungen von Respekt vor der Autorität des kirchlichen Amtes, und der Gehorsam ist für mich ein Glaubensakt und also außer Frage. Daraus ist aber nicht zu folgern, daß ich nicht die Berechtigung zum Sehen habe. Es ist - um nur ein Beispiel anzuführen — bekannt, wie Nachfolger der Apostel in Deutschland Ende des 18. Jahrhunderts in Akkommodation an den Zeitgeist nicht nur dem Rationalismus und Deismus anhängen, sondern daß sie sogar nahe daran waren, eine deutsche nationale Kirche zu errichten, sich also von Rom zu trennen und die Kirche nochmals zu spalten. Ich will von weiteren kirchengeschichtlichen Tatsachen absehen, weil allein die angeführte es rechtfertigen dürfte, bei allem Respekt vor dem apostolischen Amt zwischen dem Amt und der Person seines jeweiligen Trägers zu unterscheiden. Die Personen der Amtsträger in Deutschland geben mir nicht alle die Gewähr (gebe Gott, daß ich mich hierin irre), daß man sich nicht in anderer Hinsicht in gefährlicher Weise dem heutigen Zeitgeist akkommodiert. Und ich bin nicht berechtigt, unter diesem Gesichtspunkt gewisse Äußerungen mit Besorgnis zu bedenken?

Ich verhehle auch nicht, daß ich meinen Respekt vor gewissen deutschen Theologen in hohem Maße verloren habe, jedenfalls vor denen, die meinen, sich als Herolde des „Neuen und Kommenden“ gebärden zu müssen. Es ist immer das Gleiche, welche der gängigen Zeitschriften man auch liest.

Man kann sich hier eines leichten Ekels nicht erwehren. Ich greife manchmal aus diesem Gefühl heraus zu den „Parerga und Paralipomena“ Schopenhauers, nicht um dieser mir fremd gewordenen Welt willen, sondern um wieder einmal in reiner Atmosphäre frei atmen zu können. Oder ich höre einige Präludien und Fugen aus dem Wohltemperiertem Klavier. Das läßt einen in dieser Hinsicht nie im Stich. Es hat sich ein Skribententum von theologisierenden Tagesschreibern (und Rednern) entwickelt, dem die Worte leicht aus der Feder fließen, reich an Absichten, arm an Hinsichten oder besser - *stat pro ratione voluntas* - die „Einsichten“ aus den Absichten herleitend, über Alternativen redend, die keine sind, aber voller Zielbesessenheit und geschwollen von der „Sendung“, die Kirche zu verbessern.

Sie können und wollen das Polemische nicht trennen vom Tatsächlichen. Sie streifen die Dinge, ohne auf ihnen zu ruhen. Sie verzichten darauf, die Gedanken der „anderen Seite“, über die man das Verdikt spricht, wenigstens in den Grundzügen wiederzugeben. Oft krönen sie dieses Verhalten, das ein Mangel an Fairneß auch gegenüber dem Leser ist, mit Begründungen, die keine sind. So „erledigt“ Otto Karrer in einem noch zu zitierenden Aufsatz den **Kardinal Ottaviani** (und damit Hunderte hinter ihm stehende Konzilsväter) mit dem Hinweis, daß der Kardinal Kirchenjurist sei und als solcher ein Amt leite, das „im Schrecken vor der Reformation“ entstanden sei. Damit Punkt. Ein tolles Argument.

Manche gebärden sich als die spirituell Aufgeregten, tragen aber lediglich ihre Schreib- und Redekunst, keineswegs aber ihre Haut zu Markte. Muß man hier nicht beten: *Constituë, Domine, legislatorem super eos?* Ich tue es täglich.

Ich denke dabei auch an den eben erwähnten Aufsatz **Otto Karrers** über das Konzil im Aprilheft (1963) des „Hochland“, ein wenig präventiös mit „*Theologische Reflektionen*“ überschrieben. Dieser Artikel ist gekennzeichnet durch die souveräne Attitüde des im ökumenischen Gespräch Versierten, aber eine Zumutung an den denkenden Leser, der nicht nur einseitige Meinungen vorgesetzt haben, sondern umfassend unterrichtet sein und sich ein eigenes Urteil bilden will. Auf diese Weise sucht man den des Denkens ungewohnten Leser von heute zu überrennen. Das ist überhaupt die abscheuliche moderne Art, in der Kirche öffentliche Meinung zu machen.

Zu welcher Unsachlichkeit und mangelnden Fairneß sich Streitbare Theologen hinreißen lassen, zeigt sich in Karrers Aufsatz a. a. O., Seite 311. Dort handelt er davon, daß sich die „dogmatisierungsfreudige Gruppe“ mit ihrer Ansicht, daß, wenn apostolische Tradition nicht in die Schrift eingegangen ist, diese inhaltlich ergänzenden Elementen zu entnehmen sei, ein „Türchen für künftige Dogmatisierungswünsche“ offenhalten wolle. Um diese Haltung lächerlich zu machen, entblödet er sich nicht, „als aufschlußreiches Zeichen“ eine halbe Seite lang im Kleindruck den Brief „einer deutschen Konvertitin“ zu zitieren, in dem diese die in einem katholischen Marienbuch abgedruckten Ansichten eines offenbar recht primitiven, im Stile der Zeugen Jehovas schreibenden Mannes wiedergibt. Danach habe sich die Mutter Gottes, nachdem sie sich in einem Handel mit Gott die Unantastbarkeit ihrer Jungfräulichkeit habe zusichern lassen, „eilends“ zu Elisabeth aufgemacht und dann sei sie in ihrem Verkündigungseifer zu einer Art Wanderpredigerin im Stile eben jener Zeugen Jehovas geworden. Weiter bemerkt die Briefschreiberin (ebenfalls von Karrer zitiert), offenbar sei der Verfasser „ein Anhänger jener Kreise, die von einem neu zu verkündenden Dogma ‚Maria, Mittlerin aller Gnaden‘, begeistert wären“. Solche schäbigen „Argumente“ und Beispiele bedient sich

ein angesehener Theologe in einer rein theologischen Frage. Das ist nicht nur gegen den allgemeinen schriftstellerischen Anstand (von dem besonderen Anstand, der von einem Priester und einem Theologen zu erwarten ist, zu schweigen), sondern auch gegen die Redlichkeit.

Noch ein Wort über das bedenkliche Publizitätsbedürfnis. Hans Küng, Idol des theologischen Nachwuchses, Konzilsberater und Professor der Fundamentaltheologie, dessen selbstbewußter Schärfe vorgetragene „Reformvorschläge“ im umgekehrten Verhältnis zwar nicht zu seiner gewiß stupenden Gelehrsamkeit, wohl aber zu seinem Alter und damit notwendigerweise zum Umfang und zur Tiefe seiner Erfahrung stehen, hat nach vielen anderen Taten in dieser Beziehung eine sechswöchige Vortragsreise in den USA hinter sich, über die er im „Rheinischen Merkur“ vom 21. Juni 1963 einen - ich kann mir nicht helfen - peinlich anmutenden Bericht veröffentlicht hat. Dieser Bericht erinnert an den Stil politischer Reportagen. Aktivität, Wirkung nach Außen, äußere Effekte, alles schon mehr oder weniger *matter of fact und power to work*, übergossen von einigen ironischen Phrasen. Ich frage mich, ob junge Menschen, vom Vertrauen der Kirche zu nicht gewöhnlichen Aufgaben berufen, heute noch ein wenig darüber erschrecken. Können sie das überhaupt noch? Im in dieser Hinsicht wohl gründlich „überwundenen Mittelalter“ - zogen sich die Menschen in solchen Situationen in die Einsamkeit zurück, ins Schweigen, zur Buße. Heute macht man „öffentliche Meinung“.

DIE WAHRHEITSFRAGE DIE ATTACKEN GEGEN DAS HEILIGE OFFIZIUM

Wenn sich das künftige Bild und Leben der Kirche gemäß den Vorstellungen Karrers und Sartorys - von eigentlichen Autoritäten zu schweigen - gestalten sollte, so wüßte ich, daß mein Weg während der letzten 15 Jahre ein Irrweg, daß insbesondere meine Konversion die größte Fehlentscheidung meines Lebens war. Ich müßte dann einsehen, daß das allmähliche Begreifen der Lehre und das Hineinwachsen in das Leben der Kirche nur etwas „Konfessionelles“, Akzidentiellendes und, jedenfalls in der heutigen Zeit, eine auch für mich ziemlich belanglose Sache war, beruhend auf einer Änderung von Ansichten, über die man „um der getrennten Brüder willen“ besser nicht redet.

Als ich katholisch geworden war, sagte mir ein Vetter - lutherischer Pfarrer in Dresden -, das Konfessionelle sei doch etwas durchaus Relatives. Unsere Ökumeniker von der Art der genannten unterscheiden sich also in dieser Hinsicht von extrem liberalen Protestanten nicht mehr. Ich hatte mich damals in einer durch viele Jahre gehenden inneren Auseinandersetzung vom Gegenteil überzeugt. Ich glaubte erkannt und erfahren zu haben (welches Glück war es, in dieses Wissen hineinzuwachsen, vom bloßen Verneinen, vom Relativieren, von den Als-ob-Standpunkten, überhaupt von der widerwärtigen modernen Unverbindlichkeit und Libertinage frei zu werden!), daß es Wahrheit gibt, daß die Wahrheit nur eine sein kann und daß sie uns in der Lehre der Kirche gegeben worden sei und daß sie sich im Leben der Kirche, wenn auch unvollkommen, manifestiere.

Unsere neuen Theologen versehen die Wahrheitsfrage mit dem Etikett: „konfessionell“, um sie auf diese Weise zu neutralisieren. Der Protestant W. v. Loewenich bemerkt in seinem Buch „Der moderne Katholizismus“ wohl ein wenig neidvoll, die immer wieder bewährte Kohäsionskraft der römisch-katholischen Kirche liege darin, daß sie sich mit der Wahrheit selbst identifiziere. Entkleidet man dies der hämischen Formulierung, so besagt es richtig, daß für die ungezählten Konversionen

bekannter und unbekannter Menschen - wie sollte es anders sein! - bestimmend war, daß die Kirche durch den Rationalismus, den Positivismus, den Agnostizismus und den Nihilismus hindurch unerschütterlich daran festhielt, daß es Wahrheit gibt, daß es sie auch für den Menschen gibt, daß der Kirche die Wahrheit gegeben sei *und daß wir es ihr geglaubt haben* (wie stehen wir nun da, wenn die Kirche sich selber relativiert, wenn *die Wahrheitsfrage der „Una Sancta“ geopfert wird?*), mit anderen Worten, daß die Kirche den Mut zum Dogma gehabt und behalten hat.

Damit hat es sein Ende, wenn man um zeitlicher Effekte willen die Dogmen (wieder ein genialer Trick des Teufels), „heimführt in die Offenbarungsfülle der Schrift“ oder wenn man das Dogma als „nur geschichtlich bedingt“ entschärfen, d. h. loswerden zu können glaubt. **Kardinal Bea** sagt (zitiert nach Karrer a. a. O.), die Dogmen spiegeln in Abwehr von Irrtümern nur einen Aspekt der Wahrheit, sie seien gezielte Antworten auf zeitgeschichtlich bedingte Fragestellungen und deshalb ergänzbar oder ergänzungsbedürftig (also doch wohl keinesfalls inhaltlich veränderbar oder gar ignorierbar). Ist damit die Binsenwahrheit gemeint, daß der menschliche Geist wegen seiner linearen und intentionalen Struktur zum komplexen, ganzheitlichen Erfassen von Wirklichkeit nicht in der Lage ist, so besagt dies gar nichts für die hier in Rede stehende Frage, denn um Erkenntnis dieser Art geht es hier nicht. Gott hat aber die Wahrheit als Mysterium offenbart, und zwar hat er sie dem Menschen offenbart, so daß sie dem Menschen als Mysterium verständlich und auch in Worten faßbar und mit Hilfe des Heiligen Geistes durch einen personalen Entscheid annehmbar ist. Diese geoffenbarte Wahrheit hat die Kirche zum Teil in Dogmen fixiert. Daß dies aus konkretem Anlaß (was geschieht auf Erden ohne einen solchen?) - etwa in Abwehr von Irrtümern - erfolgt ist, besagt lediglich, daß die kirchliche Lehre kein abstraktes Substrat aus dem Schriftkanon ist, sondern daß die Kirche mehr als eine Lehre, vielmehr eine Gründung Christi, also ein lebendiger Organismus ist, daß die Dogmen insoweit Äußerungen eines Bewußtseinsprozesses der Kirche sind (Newman), wobei aus zeitlich bedingtem Anlaß zeitlos Wahres erfaßt wurde. Es handelt sich - ich bitte um Vergebung - entgegen den Äußerungen des Kardinals nicht bloß um „Aspekte der Wahrheit“, sondern um Wahrheit schlechthin. Ist es Wahrheit, also unwandelbarer Glaubenssatz, so frage ich wie **Max Lackmann** seine protestantischen Amtsbrüder, oder ist es nur ein - heute nicht mehr aktueller - „Aspekt der Wahrheit“:

1. - daß der Sohn Gottes in Jesus von Nazareth ohne das Zutun eines Mannes aus der Jungfrau Maria Mensch geworden ist?
2. - daß die Wirklichkeit des einen Gottes in der Wirklichkeit der drei göttlichen Personen existiert?
3. - daß uns Jesus Christus mit seinem heiligen und teuren Blut erlöst hat von dem Zorne Gottes?
4. - daß das Grab Jesu am Ostermorgen leer war?
5. - daß wir die Auferstehung des Fleisches und ein Leben der künftigen Welt erwarten dürfen?
6. - daß die konsekrierten Elemente des Eucharistischen Mahles wesentlich Leib und Blut des auf Golgatha geopfertem Jesus von Nazareth sind?

Ist das Wahrheit, so ist es Wahrheit im 12. wie im 20. Jahrhundert. Hat man hier wirklich die Stirn zu sagen, es handle sich dabei nur um „Aspekte“ der Wahrheit, die für das 12. Jahrhundert richtig seien, aber für das 20. nicht mehr? Hier denkt man unwillkürlich an das Bonmot Chestertons über die Philosophie, die sich für den Montag und diejenige, die sich für den Dienstag eigne.

Enthalten die erwähnten Sätze aber Glaubenswahrheiten, so sind sie für den katholischen Christen das Größte, das Teuerste, die letzte Realität, die Richtschnur und die Norm für alle Werten, für alles Tun und Lassen und um seines Seelenheiles willen wichtiger als alles, aber auch alles andere. Dann kann er sie nicht als „nur konfessionell“ relativieren lassen und sei es um der wichtigsten aktuellen Probleme und Aufgaben willen. Dann ist das für ihn wichtiger als Ökumene, als Missionserfolge, als Effekte in der gemeinsamen Abwehr des Atheismus.

Die „*Heimführung der Dogmen in die Offenbarungsfülle der Schrift*“ - ich komme nicht los von dieser tollen Formel - führt unweigerlich in den Sumpf protestantischer Unverbindlichkeit. Der Hang zum Undogmatischen, das ist das Absehen von dem, was wahr ist, oder auch der Ausdruck des Verlustes des Glaubens daran, daß man Wahrheit, Wahrheit schlechthin und absolut haben könne, ist eine Disposition der Menschen in der Spätzivilisation des Abendlandes. Es ist die dem modernen Menschen inhärente Glaubensunfähigkeit.

Jetzt haben wir diesen fürchterlichen Virus auch in der Kirche. Ich nenne das ihre Protestantisierung von innen heraus, vielleicht die größte Gefahr, die der Kirche von innen her drohen kann. Hier ist die Wurzel meiner Verzweiflung. Noch einige Jahrzehnte weiter mit diesem „Aufbruch in die Zukunft“ (bezeichnend, wie man sich auch hier der Phraseologie des politischen Tagesgeschehens nähert), so wird man die Kirche verloren haben. Aber das ist das neukatholische Verständnis der christlichen Freiheit, vor der wir nach der Meinung Karrers „Angst“ haben. Er verwechselt Angst mit Wissen und Sorge aus Wissen. Deshalb das Gerede von Toleranz, durch das sich die Kirche bisher nie irritieren ließ. Toleranz ist ein Begriff, der auf der politischen Ebene seinen Platz hat. In Dingen des Glaubens ist Toleranz lediglich die Tugend der Leute, die nicht glauben.

Hier liegt die Wurzel der Attacken gegen das Heilige Offizium, wobei es keineswegs nur um den Modus seiner Prozedur geht. Dieser Punkt ist wichtiger, gefährlicher als alle andere, wichtiger auch als die utopische Una-Sancta (bei der uns wahrscheinlich die größere Klarheit oder auch das unaustilgbare Ressentiment der Protestanten vor den schlimmsten Folgen der Taten unserer ökumenischen Wunschträumer bewahren wird), weil es hier um ein Kernstück des Glaubens, nämlich den Gehorsam, um die Autorität des Lehramtes geht, dem zu danken ist, daß die Kirche das Licht der christlichen Wahrheit unverseht bis in unsere Tage getragen hat.

Ein französischer Bischof meint, es geht heute nicht so sehr um die Bewahrung als vielmehr um die Ausbreitung des Glaubens. Abgesehen davon, daß dies barer Unsinn ist, **(denn es bezweifelt wohl kaum jemand, daß der Glaube noch nie einer größeren Gefährdung, Anfeindung und Bedrohung von innen und außen her ausgesetzt war wie gerade jetzt: In einer Ansprache, die während der Heilig-Geist-Messe vor der Eröffnung des Konklave im Petersdom gehalten worden ist, heißt es, der Nachfolger Johannes' XXIII. werde „die Klugheit besitzen müssen, die sich vor den Täuschungen der Gegner der Kirche hütet“, er werde „die Dogmen hochhalten und die vielen Irrtümer der heutigen Zeit zurückweisen müssen“)** handelt es sich hier wiederum um eine Alternative, die keine ist. Daß die Ausbreitung des Glaubens geboten ist, kann wohl nicht besagen, daß die Sicherung und die Verteidigung der Glaubenswahrheiten dadurch illusorisch geworden sei. Es kann wohl nur gelten, daß das eine zu tun und das andere nicht zu lassen ist. Aber solcher Argumente bedient man sich gegen die Institution des Heiligen Offiziums und glaubt, sich auf diese Weise frei machen zu können von der Last jenes Gehorsams, der ein wesentliches Merkmal des Glaubens ist.

Karrer schreibt a. a. O. - dies offenbar für eine Begründung haltend -, daß der Kardinal Ottaviani Leiter eines Amtes sei, das, im „Schrecken der Reformation“ entstanden, die „mittelalterliche Freiheit der theologischen Wissenschaft drosselt“, verschweigt aber dabei, daß die mittelalterliche Theologie und Philosophie gerade deshalb frei war und frei sein konnte, weil sie sich vollkommen und ausschließlich eingebettet wußte in den geistlichen Raum der Kirche, weil sich der mittelalterliche Mensch - das ist keine Romantisierung - in einem uns heute kaum noch vorstellbaren geistigen und seelischen Gleichgewicht befand, darauf beruhend, daß für ihn noch die ganze Welt die Welt Gottes war, daß die Welt noch nicht zerhackt war in einen Teil, der Gott noch überlassen blieb, und einen anderen Teil, der die Domäne des emanzipierten menschlichen Verstandes sein sollte.

Als diese Entwicklung mit Luther (um einen repräsentativen Namen für ein komplexes Geschehen zu gebrauchen) anfang und mit dem Cartesianismus in ihr jetziges Stadium einzutreten begann, war die Institution des Heiligen Offiziums die notwendige Reaktion des Lehramtes der Kirche, wenn anders es nicht seine Aufgabe der Glaubensüberwachung und -verteidigung verraten wollte. An dieser Notwendigkeit hat sich nichts geändert. Ist nicht um einen akuten Fall als Beispiel zu nennen - die geniale - ich möchte sagen dichterische - Schau Teilhard de Chardins, die den heutigen Menschen so fasziniert, weil sie zu seinen keineswegs christlichen Wunschbildern und Zielsetzungen so herrlich zu passen scheint, mit der Offenbarung in Schrift und Tradition, mit dem Dogma zu konfrontieren und auf Irrtümer und Bedenkliches zu prüfen?

Nach der *Herder-Korrespondenz* hat ein anderer Bischof postuliert, die Freiheit der theologischen Forschung müsse sichergestellt werden. Ein Blick auf die Situation im Protestantismus (aber den vermeidet man eben hier wie auch sonst) ist auch hier lehrreich. Ein Bild allmählicher Auflösung, die zur Preisgabe der Glaubenssubstanz geführt hat. Ich verweise auf die *Herder-Korrespondenz* 1963 Seite 383/84. Danach hat der lutherische Professor **Künne** aus Erlangen auf diese Krise hingewiesen, aber von dem Präses **Beckmann** zur Antwort erhalten, es gehöre eben zum Wesen der evangelischen Kirche, daß hier die Wahrheit aufs Spiel gesetzt werde.

Dieses Lied, aus dem die ganze Vermessenheit dieser „autonomen Geister“ und „freien Forscher“ spricht, kenne ich bis zum Überdruß, ich kenne auch die Auswirkungen im protestantischen Leben. Ich kenne Kirchspiele, wo der eine Pfarrer orthodoxer Lutheraner, der Amtsbruder extremer Bultmannianer ist und der kein Wort von dem glaubt, was er seinen Konfirmanden beizubringen hat.

Das ist kein Einzelfall. Ein mir befreundeter Senatspräsident, engagierter Protestant, Mitglied einer protestantischen Synode, äußerte mir gegenüber wiederholt, er wisse nicht, was ihre Theologen von dem, was sie sagten, glaubten, er wisse manchmal nicht, ob sie überhaupt noch etwas glaubten.

Ich habe zutiefst begriffen: *Die Kirche kommt vor dem Einzelnen*, ganz gleich um wen und worum es sich handelt, also auch vor dem noch so großen Theologen. Dieser im Glauben gegründete Gehorsam ist wie unser aller so auch der Adel der katholischen Theologen, der ihn vor seinen noch so freien protestantischen Kollegen auszeichnet. Ich weiß, daß die Tätigkeit des Heiligen Offiziums gewisse Kümernisse, Ärger, Enttäuschungen, Behinderungen und Verzichte mit sich bringt. „Wenn ein Mitbruder sich ein offenes Wort erlaubt, riskiert er etwas“, meint Karrer. Ja, um Himmels willen, wollen denn die heutigen Theologen überhaupt nichts mehr riskieren? Aber man

sollte da nicht zu zimperlich sein. Was macht es schon aus, wenn ein Theologe einmal selbst dort schweigen muß, wo er „im Rechte“ ist? Hat er recht, so wird es sich irgendwann einmal erweisen und vom Lehramt akzeptiert werden. Und wenn er es nicht erlebt, so wird er es in Geduld und Gehorsam tragen, er kann es sogar als das ihm auferlegte Kreuz lieben.

Denkt man nicht daran, wie große Heilige sich der Kirche im Gehorsam unterworfen haben? Aber diese nahmen ihre Person eben nicht so wichtig wie offenbar manche Theologen von heute, die das Auszeichnende, das in diesem Gehorsam liegt, nicht mehr empfinden und nicht mehr wollen. Sie wollen es bequem haben wie ihre protestantischen Kollegen. Ich kenne einen Professor der katholischen Theologie - ich fürchte, es ist nicht der einzige -, bei dem die Tatsache, daß er Professor und Gelehrter ist, absolut prävaliert vor der Tatsache, daß er ein katholischer Christ, ja sogar ein Priester ist, und der *dies incidenter* auch zugibt. Hier entscheidet aber die Hierarchie der Werte: Die Kirche kommt vor der freien Forschung und vor dem bedeutendsten ihrer Vertreter.

Nimmt man uns das Lehramt und damit das Dogma, so liefert man uns aus der „Offenbarungsfülle der Schrift“, vor der ein ehrlicher Mensch, mag er noch so belesen sein, hilflos dasteht, wenn er nicht die Anmaßung eines Sektierers hat. In dieser Situation befindet sich dann jeder Gläubige. Man gibt uns preis den Streitereien der Exegeten und dem zufälligen Stand ihrer immer fließenden Ergebnisse. Ich verweise nur auf den krassen Fall, daß man vor nicht allzu langer Zeit den Synoptikern allein historischen Beweiswert zusprach, während jetzt auf Grund zufälliger Funde das Johannes-Evangelium in dieser Beziehung hoch im Kurs gestiegen ist.

„Hat sich Gott“, schreibt **Karl Adam**, „mir in Jesus Christus erschließen wollen, dann kann es nicht sein, daß ich die niedere und höhere Textkritik anrufen muß, um zu dem Geheimnis zu gelangen. Nein, dann kann das Göttliche nicht einfach und schlicht genug sein, um sich mir und allen Menschen, auch den ganz kleinen, ins Herz zu senken: dieses Einfache und Schlichte tritt mir im stillen lebendigen Glauben ... in der hingebenden Gemeinschafts liebe jener Kirche entgegen, die in Dogma, Sitte und Kultus den Geist Jesu atmet ... Ich komme zum lebendigen Glauben an den Dreifaltigen Gott durch Christus in seiner Kirche, ich erfahre das Wirken des lebendigen Gottes durch den sich in seiner Kirche auswirkenden Christus ...“.

Die überragende Bedeutung der kirchlichen Gemeinschaft in der Herstellung der Glaubensgewißheit zeigt sich darin, daß der Katholik zu Christus nicht auf literarischem Weg (etwa durch die biblischen Urkunden) gelangt, sondern durch seine sakramentale und persönliche Eingliederung in die lebendige Kirche. Den ganzen Christus erfahre ich daher nicht aus der Bibel (nur Bruchstücke enthalten die Evangelien), sondern aus dem vom apostolischen Lehrwort befruchteten Glauben der lebendigen Kirche.

*Zum katholischen Credo Ecclesiam gehört:
Das Wissen um die Notwendigkeit des Lehramtes, das Wissen um die
geistliche Abhängigkeit von ihm und das Bejahen dieser Abhängigkeit.*

UNA SANCTA

Nach dem bisherigen werden Sie sich nicht mehr wundern, wenn ich den Una-Sancta-Gesprächen, die ja den Boden der Wirklichkeit auf katholischer Seite längst verlassen haben und sich vielfach als katholische Monologie darstellen, mit größtem

Mißtrauen, ja mit Erschütterung gegenüberstehe. Es ist mir in der Tat nicht möglich, mein ganzes Erstaunen darüber zum Ausdruck zu bringen angesichts dessen, was hier geschieht, von den Äußerungen höchster Stellen angefangen bis zu den Reden und Schreibern der professionellen Macher in diesen Dingen.

Um von vornherein klarzustellen: Ich bin natürlich nicht gegen Gespräche mit den Protestanten, wenn ich auch die Illusionen über ihre Erfolgsmöglichkeit nicht teile. Sie müssen geführt werden, wenn und so lange sie gewünscht werden. Werden sie gewünscht? Ist es nicht vielmehr ein wenn auch achtenswerter so doch minimaler Teil der protestantischen Theologenschaft, der angesichts der Abneigung der amtlichen protestantischen Stellen und bei der absoluten Indolenz des Kirchenvolkes, soweit dort von einem solchen noch gesprochen werden kann, nicht ins Gewicht fällt? Unerträglich und von größtem Übel ist aber die innere Unredlichkeit sich selbst gegenüber, mit der auf katholischer Seite häufig von diesen Dingen gehandelt wird, wodurch in großem Ausmaß Verwirrung unter den Gläubigen entsteht.

Ich will nur kurz hinweisen auf die üblich gewordene „Pastoral des Verschweigens“, das darin besteht, über die katholischen Wahrheiten, also die Dogmen, um der „getrennten Brüder“ willen möglichst nicht zu reden, also so zu tun, als wären sie nicht. Das kann doch nicht redlich sein, und es muß jeden Katholiken, dem eben jene Wahrheiten das wichtigste sein müssen, konsternieren.

Prof. Tromp SJ: *„Was ist Pastoral? Für mich ist es die erste pastorale Pflicht, die Wahrheit zu sagen, die klare deutliche Lehre wiederzugeben, auf Gefahren hinzuweisen und Irrtümer zurückzuweisen. Ich bin der Meinung, daß wir die Wiedervereinigung am besten fördern, wenn wir klar und deutlich die Wahrheit darstellen. Damit wird nicht der Abstand vergrößert, sondern nur besser gesehen. Zu unseren getrennten Brüdern werden wir nicht in erster Linie in einer Weise sprechen, die ihnen besser gefällt, sondern in einer Weise, die sie verstehen. Das ist nicht leicht, denn der Protestantismus hat viele Gesichter. Auch zu den getrennten Brüdern muß die Kirche in der ihr eigenen Sprache reden ...“*

Von der Richtigkeit dieser Auffassung und Haltung bin ich durchdrungen. Ich weiß, das wird mit dem Etikett „Ottavianismus“ versehen und abgelehnt. Damit glaubt man, es erledigt zu haben. Was will man denn demgegenüber? Man will die ausgesprochen katholischen Wahrheiten aus den Gesprächen eliminieren. Ist das nicht unwahrhaftig? Oder man relativiert diese Wahrheiten, indem man ihre „Situationsbedingtheit“ nachzuweisen unternimmt. Auf diese Weise gedenkt man so viel protestantisches Wasser in den katholischen Wein zu gießen, bis dieser ganz fade geworden ist und also ohne Ärgernis auch von den „getrennten Brüdern“ geschluckt werden kann, die ihn aber dennoch nicht schlucken werden.

Das ist genau der umgekehrte Weg, den ich gegangen bin. Es war wohl nicht viel „Pneumatisches“ auf diesem Wege. Aber indem ich die katholischen Wahrheiten zu erfassen begann, war es für mich, als äße ich zum erstenmal gutes Brot. In denke dabei - bei allem Respekt vor seiner Person und seinem Wissen - nicht zuletzt an **Thomas Sartory**, der in seinem mit äbtl. und erzbischöfl. Imprimatur versehenen Buch „Mut zur Katholizität“, das nicht nur wegen des fast tragisch anmutenden Werdeganges seines Autors, sondern auch als Zeichen dafür, was heute als katholische Theologie möglich ist, erschütternd wirkt, bewußt die letzten Stangen seines auch früher schon nicht übermäßig festen dogmatischen „Korsettes“ durch die „Heimführung der Dogmen in die Offenbarungsfülle der Schrift“ abgeschüttelt hat

und nun endlich die Freiheit hat, alles hineinzunehmen in den allgemeinen Liebesbrei seiner Katholizität. Wer will, mag hier den ökumenischen Elan bewundern. In Wahrheit ist es ein protestantischer Sieg. Es ist einer der Fälle, in denen sich einer von den Themen, mit denen er sich befaßt, injizieren läßt, wie ein Arzt von ansteckenden Krankheiten, die er behandelt, wie ich es auch von Theologen, die sich zunächst aus rein theoretischem Interesse mit marxistischer Philosophie belassen, weiß.

Woher nehmen diese Menschen ihre Legitimation? Sie tun so, und erklären auch apodiktisch, Gott habe der Kirche dieses Dezenniums als Aufgabe aller Aufgaben gestellt: eins zu werden mit den getrennten Brüdern. Woher wissen sie das so genau? Man kann es auch anders sehen, worauf ich noch zurückkommen werde. Mit der Verabsolutierung dieses Zieles verlieren sie den nüchternen Blick für die protestantische Wirklichkeit, was für einen in diesen Dingen Wissenden der ganzen Bewegung den Anschein des Gespenstischen geben muß. Ihre Urteile bilden sie an Hand ihrer geistlichen Wunschbilder auf Grund ihrer Symposien mit einer protestantisch-ökumenischen Elite, mit der allein sie Kontakt haben. Abgesehen davon, daß diese nur ein minimaler Teil der protestantischen Elite überhaupt ist, ist wohl nirgends die Elite so wenig repräsentativ für eine Sache wie dort.

Beim Lesen des Sartory glaubte ich staunend - wenn auch in der Tönung katholischer verändert - der Stimme eines alten Bekannten, nämlich Rudolf Bultmanns zu begegnen, zu dessen Theologie sich Sartory am Schlusse seines Buches denn auch ausdrücklich und dankbar bekennt wegen „der ungeheuren geistlichen Potenzen, die in ihr freigelegt werden“, mit der Bultmann „wenigstens einen neuen Schlüssel gefunden habe, der wirklich paßt und ganz neue Dimensionen der Heiligen Schrift dem glaubenden Verstehen aufschließt.“ Für mich war der Bultmannismus der I-Punkt auf der Einsicht, daß ich mich vom Protestantismus trennen müsse. Jetzt haben wir den Bultmannismus in der römischen Kirche.

Fragt sich niemand, ob und inwieweit sich der Satan ökumenischer Anliegen, ja des Wortes Christi, daß alle eins sein mögen, bedient, um Verwirrung, Aufweichung, inneren Zerfall und Auflösung in die Kirche zu bringen? Begegnet der Satan nicht mit der Einheitsdevise der Kirche mit einer neuen Versuchung der „Macht“, hier sublim getarnt als die in der eins werdenden Welt angeblich von Gott gewollte Erweiterung des äußeren kirchlichen Bereiches auf alle Getauften? Ist der Satan nicht auch in spirituellen Situationen und bei den Charismatikern gegenwärtig?

Ich habe vergeblich nach einer Stimme des Bedenkens oder wenigstens des Nachdenkens über die Wege, auf die unsere Ökumeniker geraten sind, gesucht. Warum schreibt hierüber kein Mensch? Es ist - fürchte ich - die Folge einer Unsicherheit oder Feigheit, nämlich der Sorge, nicht als up to date zu gelten, nicht auf der Höhe der großartigen Jetztzeit zu sein oder gar als „traditionalistisch“ verschrien zu werden. Das ist die gleiche aus Unsicherheit geborene Furcht, die angesichts der intellektuellen und moralischen Frechheiten des Avantgardismus in der „modernen Kunst“ und des geistigen Terrors der von ihren Schreibern über diese Kunst Lebenden gebildete Menschen daran hindert auszusprechen, daß die, die die moderne Kunst ablehnen, weil sie für reinen Nihilismus halten die freche Devise, daß - unter bewußtem Verzicht auf Botschaft, Symbol und jede geistige Aussage - die Literatur eine bloße Anordnung von Silben, die Musik eine bloße Ansammlung von Klängen und die Malerei eine bloße Anordnung von Farben sei, wohin bestenfalls die darin zum Ausdruck kommenden seelischen Innereien oder die geistige Akrobatik des jeweiligen Künstlers von Interesse sei.

Seit Kardinal Bea auf dem Katholikentag in Hannover so besonderes Gewicht darauf gelegt hat, daß die Protestanten ja wie wir auf den Namen des Dreieinigen Gottes getauft seien, wiederholt man diese Gesichtspunkte unentwegt. Nur noch hiervon, nicht von der Substanz des Glaubens ist die Rede. Als ob sich ein Sachverhalt dadurch ändere, daß man ihn anders benennt! Wären die Protestanten nicht getauft, so wären sie auch keine Häretiker. Daß man Häresie neuerdings mit den Worten „getauft, aber von uns getrennt“, bezeichnet, ändert nichts an ihrem Vorhandensein. Oder gibt es neuerdings den Begriff der Häresie nicht mehr? Irgendwie ist er unseren jetzigen Ökumenikern offenbar peinlich. Läuft das aber nicht darauf hinaus, daß man „den Häretikern ein Häretiker“ sein will?

Aber das ist wiederum das Absehenwollen von dem, was wahr ist. Nicht die Wahrheit ist mehr die Richte für das Sprechen und Handeln, sondern der erstrebte äußere Effekt, die Erwägung, wie man mit „den getrennten Brüdern“ am besten weiter kommt. So weit gehen unsere Ökumeniker, die alles machen wollen und, wie alle „Macher“, zur Wahrheit nicht immer ein reines oder zwingendes Verhältnis haben, womit eng zusammenhängt, daß sie auf ihre Klugheit, ihre Schriftstellerei und ihre Redekunst mehr vertrauen als auf das Gebet.

Wie im profanen Bereich wird alles zu einer mehr oder weniger sublimen Taktik, zu einer Art religiösem Pragmatismus. Die Besinnung darauf, daß wir alle getauft sind, kann doch nichts anderes bedeuten, als daß wir den Protestanten nicht mit der Feindschaft der ersten und der Gleichgültigkeit der späteren Jahrhunderte nach der Glaubensspaltung - sondern - wie der heilige Dominikus, der die Häretiker geliebt, aber die Häresie bekämpft hat - mit Wohlwollen und Liebe begegnen und aus dieser Haltung heraus mit ihnen sprechen sollten. Aber jenes Sprechen darf nicht geschehen unter taktischen Erwägungen, es muß geleitet sein vom Blick auf die Wahrheit und von der Liebe zu ihr. Dies kann nicht ersetzt werden durch immerwährende ironische Reden und durch eine sehr einseitige Una-Sancta-Suada, durch die schließlich alle geistigen Konturen der Kirche platt gewalzt werden.

Also lasse man endlich das Gerede davon, daß wir alle getauft sind, worüber wirklich alle einig sind, sondern komme zur Sache. Und hier suche man keine Ergebnisse zu erzwingen, sondern überlasse dies Gott.

Angesichts dieses Treibens könnte man meinen, die Kirche habe sich während der letzten vierhundert Jahre von den Zeiten des heiligen Ignatius bis zu den letzten Pius-Päpsten durchweg falsch verhalten, soweit es die Protestanten angeht. Wie ist das möglich? Ich kann mir das nur erklären mit einer absoluten Fehleinschätzung der protestantischen Wirklichkeit. Nicht selten versagen ja die gelehrtesten Theologen dann, wenn es sich um konkrete Tatbestände, um das lebendige Leben handelt.

Die katholische und die protestantische Wirklichkeit haben sich nicht nur hinsichtlich der Form der Frömmigkeit, sondern auch in ihrem Kern, ihrer Richtung, ihrer Intensität so unterschiedlich entwickelt, daß dem mit noch so gut willigen und gelehrten theologischen Gesprächen nicht mehr beizukommen ist, weil sich diese Gespräche auf einer anderen Ebene als der der konkreten Wirklichkeit bewegen.

Die Wirklichkeit des Protestantismus aber kenne ich besser als jene Theologen. Ich bin in den Protestantismus hineingeboren worden, bin in einem rein protestantischen Land aufgewachsen, bin im Geiste der lutherischen Orthodoxie unterrichtet worden, habe den Protestantismus in pietistischer, sektiererischer, liberaler und

säkularisierter Atmosphäre (das alles gab es auch in meiner Familie) kennen gelernt und zum Teil in mich aufgenommen und habe mich dann wie 95 % seiner Angehörigen von ihm abgewendet. Als dann nach Jahrzehnten einer nicht unbewegten geistigen Entwicklung und eines Lebensganges in einer Zeit, in der man nur noch Verfall sehen zu müssen glaubte, eigentlich christliche Fragestellungen wieder in meinen Gesichtskreis kamen und zu Lebensfragen wurden, also gewissermaßen für mich neu durchblutet wurden, da war es - zumal mich die geistige Aussage in der Musik J. S. Bachs mehr oder weniger bewußt immer begleitet hatte - natürlich der Protestantismus, dem ich mich suchend zuwandte. Ich bin dem Protestantismus also nicht nur begegnet als ein Hineingeborener und darin Erzogener, sondern erneut im reifen Alter mit offenen Sinnen und verlangend gewordenen Herzens.

Das Ergebnis dieser zweiten Begegnung mit dem Protestantismus kann ich nicht kürzer und prägnanter zusammenfassen als mit den Strophen aus den ‚*Hymnen an die Kirche*‘ von **Gertrud von le Fort**:

Wer errettet meine Seele vor den Worten der Menschen?

*Höret, ihr Lauten und Vermeßnen, ihr Wetterflücht'gen
des Geistes und ihr Kinder eurer Willkür:*

*Wir sind verdurstet bei euren Quellen, wir sind verhungert
bei eurer Speise, wir sind blind geworden bei euren Lampen!*

*Ihr seid wie eine Straße, die nie ankommt, ihr seid
wie lauter kleine Schritte um euch selber!*

*Ihr seid wie ein treibendes Gewässer, immer ist in
eurem Munde euer eigenes Rauschen!*

*Ihr seid heute eurer Wahrheit Wiege, und morgen
seid ihr auch ihr Grab!*

Jeder dieser Sätze enthält nicht nur entscheidende theologische Feststellungen über den Protestantismus, die wie das Resumé aus langen Gedankenketten erscheinen, sondern ist ein Spiegelbild seiner Wirklichkeit, über die man Bände schreiben könnte, was ich mir versage, um auch den Anschein eines Ressentiments, das ich nach fünf Jahren Leben in der Kirche hinter mir gelassen haben sollte, zu vermeiden. Immerhin einiges:

Eine Orthodoxie ohne Lehramt, allein angewiesen auf die eigene Standfestigkeit, ist im Grunde ohne Leben und hilflos, nachdem die radikale Bibelkritik ihr den Boden entzogen hat.

Das Mysterium, soweit man es überhaupt anerkennt, hat man verworfen und zerredet. Ab und zu noch private Frömmigkeit, aber kein Leben in und mit der Kirche. Das besondere persönliche Verhältnis zu Christus - von Katholiken wie *Ives Congar* wegen seiner Innigkeit bewundert und den Katholiken als beispielhaft hingestellt - dürfte vielfach eher eine Übersteigerung sein, eine Art Surrogat für das vorenthaltene lebendige Leben in der Kirche, insbesondere in der Ordnung der Liturgie.

Mit dieser übersteigerten Christus-Liebe geht oft Hand in Hand eine kalte, als obligat geübte „Brüderlichkeit“, die das Gegenteil wirklicher Nächstenliebe ist. Die vermessene Auffassung, es gehöre zum Wesen der evangelischen Kirche, daß in ihr die Wahrheit aufs Spiel gesetzt werde, woraus man in einer Art Neopharisäertum aus der gewollten „Ungesicherheit der protestantischen Existenz“ gegenüber dem

„katholischen Sicherheitsbedürfnis“ noch Wert und Überlegenheitsgefühle saugt. Der extreme Liberalismus in Form des Bultmannismus, der in der protestantischen Theologenschaft eine große Rolle spielt, also: nichts Ontologisches sondern nur Personales, nicht neutestamentlicher Bericht sondern nur „Botschaft“, nicht Gott an sich sondern nur „Gott für mich“, nicht heilsgeschichtliches Perfectum oder Futurum sondern nur heilsgeschichtliches Präsens, nicht Glaube an ... sondern nur „mein Glaube“, so Max Lackmann gegenüber den Bultmannianern in seiner Kirche in „*Credo ecclesiam catholicam*“ (S. 15/16).

Andererseits aber verkennen gerade Männer wie Lackmann und andere lutherische Gegner Bultmanns, denen ich mich in meiner vorkatholischen Zeit noch am nächsten fühlte, daß die Theologie Bultmanns die notwendige Konsequenz der protestantischen Prinzipien ist (überzeugend ausgeführt von *René Marlé*, Bultmann und die Interpretation des Neuen Testaments, S. 188-192), was sie erkennen würden, wenn sie ihre katholisierenden Argumente gegen Bultmann zu Ende zu denken willens wären, woran sie ihr protestantisches Selbstbewußtsein hindert. Täten sie es, so müßten sie wohl konvertieren.

Im modernen Protestantismus kann ich nur eine Entstellung des Antlitzes der Kirche sehen. Er ist - natürlich in unterschiedlichen Graden - im Stadium des Absterbens. Man sollte ihn als Gesamterscheinung (niemals natürlich den einzelnen Protestanten) seinem Schicksal, d. h. „Gott überlassen“, wie Karl Adam einmal geschrieben hat. In den protestantischen Ländern, die ich kenne, das ist Sachsen, Thüringen (also die Heimat der Reformation), Brandenburg, Hessen und zum Teil auch Schweden, ist der Protestantismus tot. Dort besteht er im wesentlichen noch aus einem Gehirntrust von ein paar Dutzend Theologie-Professoren, mehr oder weniger gläubigen Pfarrern und einem resignierten Volk, das seine Kirche ignoriert, jedenfalls aber von seiner Kirche nichts, aber auch gar nichts erwartet. Sie alle verbindend ist allein der antikatholische Affekt, der selbst den Protestanten erhalten geblieben ist, die vollkommen indifferent geworden sind.

Hier muß ich noch einmal zurückkommen auf die Unredlichkeit oder bestenfalls Unwissenheit auf katholischer Seite, durch die man auch das Volk irreführt: Nadi den meisten katholischen Publikationen muß man den Eindruck gewinnen, als sehnten sich die Protestanten geradezu nach der Vereinigung mit der römischen Kirche, als liege das Hindernis lediglich in deren sturer Rückständigkeit und „Mittelalterlichkeit“, kurz an dem „Ottavianismus“, um eine Mode gewordene aber äußerst üble Wendung zu gebrauchen. Das ist absolut unrichtig.

Mein Lebensgang hat es mit sich gebracht, daß die Mehrzahl meiner Freunde und Bekannten Protestanten sind - indolente, aber auch bewußte und als solche gewiß nicht die schlechtesten - : Es ist nicht einer oder eine unter ihnen, denen die Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche auch nur ein kleines Anliegen wäre. Diesem Gedanken stehen sie durchweg in bewußter oder doch gefühlsmäßiger Ablehnung gegenüber. Der Protestantismus kann die Wiedervereinigung von seiner Ausgangsposition her und seiner Struktur nach auch gar nicht wollen, weil er sich dann selbst aufgeben müßte.

Nicht nur die rationale Haltung, sondern auch das Grundgefühl der führenden Kreise des Protestantismus ist auch heute noch davon bestimmt, daß er „den Beruf habe, Protest zu üben, in die Krisis zu setzen alle katholischen Wertgestaltungen, die sich innerhalb der römischen Kirche, aber auch außerhalb derselben in protestantischen Kirchen und Sekten ereignen“ (*Hermelink*: „*Geisteskampf der Gegenwart*“), daß man

„nein sagen muß zur katholischen Kirche, weil sie sich selbst an die Stelle Gottes gesetzt hat“, (Niebuhr; das ist genau der Vorwurf, den die Juden Christus gemacht haben) was „die schlimmste Form der Idolatrie“ sei (Tillich), beides zitiert nach „Hochland“, 55. Jahrgang, Seite 151, wo außerdem ausgeführt wird, nach der Auffassung protestantischer Kreise in den USA werde dort der Fortbestand des Protestantismus vom Katholizismus zugleich mehr bedroht als vom Kommunismus und vom Säkularismus, mit diesen könnte man sich arrangieren, mit der katholischen Kirche nicht (schlecht passend zu Küngs „ökumenischem Frühling in Amerika“).

Es ist auch nicht redlich, auf der einen Seite Männer wie Max Lackmann, Asmussen, Staehlin, ferner die Berneuchner, die hochkirchlichen Kreise und Alpirsbach als Beweise für die Hinwendung zum Katholischen oder das Offenwerden dafür anzuführen, aber auf der anderen Seite - wohl wissend, daß jene absolut einflußlose Randerscheinungen im Protestantismus sind - keinen Vertreter dieser Kreise, sondern den Erzprotestanten Schlink als Beobachter zum Konzil kommen zu lassen.

Ich will drei Wirklichkeiten herausstellen:

1. - Einem Protestanten wird - so lange er einer ist - der Gedanke falsch sein, daß die Kirche vor dem einzelnen kommt mit allen sich daraus ergebenden Konsequenzen, daß die Kirche mehr ist als die Summe aller Gläubigen (geschweige denn die Vorstellung der Kirche als *corpus mysticum* oder als *sponsa verbi*).

Im Kirchenbegriff, nicht nur im theologisch formulierten, sondern auch im gelebten, liegt die nicht zu beseitigende Kluft.

2. - Eng damit zusammen hängt: das *verbum caro factum est*, mit dessen Erfassung eigentlich die Voraussetzung für das Verständnis der katholischen Frömmigkeit gegeben ist, wird zwar von den protestantischen Theologen in der Regel theoretisch nicht geleugnet, aber vollkommen im Vagen gehalten, es ist dort also ohne Realität. Das Ernstnehmen des Eingehens des *logos* „in den Menschen Jesus und damit in die Menschenwelt“ erklärt und rechtfertigt den oft kritisierten „Materialismus“ der katholischen Kirche.

„Das Wort wird Fleisch und nicht Wort. Und weil das Wort Fleisch ward und nicht Wort, gibt es eben nicht nur Predigt, sondern auch das Sakrament, gibt es Dogma und nicht nur Bekenntnis“ (Heinrich Schlier), gibt es aber auch Heiligung, Nachfolge und Heilige und nicht zuletzt die „reale Anwesenheit Christi in der Kirche, in ihrer Institution, ihrem Recht, ihrer Liturgie“. Daß das Wort Fleisch geworden ist und unter uns gezeltet hat, ist ihnen keine lebendige Wirklichkeit. Sie stellen dem gegenüber die absolute Transzendenz Gottes, woraus sich eben erklärt, daß sie im Grunde keine Kirche kennen, in der der Heilige Geist wirkt; ferner die Abneigung gegen die Marien- und Heiligenverehrung, die Abwesenheit Gottes, die man in jeder ihrer Kirchen spürt, und schließlich ihr schiefes Verhältnis zur Schöpfung, aus dem sich der tierische Ernst, der gewöhnlich über der Seelenlandschaft des Protestanten liegt, erklärt.

3. Der Kern der katholischen Frömmigkeit ist die Eucharistie, der Glaube an sie, die Liebe zu ihr und die Sehnsucht nach ihr. Davon ist das katholische Leben erfüllt, davon ist es geprägt. Das Wissen darum und der Hunger danach

eignet auch ohne „liturgische Erneuerung“ ärmsten Menschen in Lateinamerika, insbesondere in Mexiko. Und damit auch das Wissen um das Wesen des Priestertums. „*Sacerdotes ad hoc consecrantur, ut sacramentum corporis Christi conficiant*“. Damit sagt der heilige Thomas in großartiger Prägnanz, „was eigentlich ein Priester sei und worin seine Aufgabe bestehe, nämlich, daß es Priestertum gebe um des kultischen Opfers willen“. (Pieper) Das ist Besitz jedes aus dem Geiste der Kirche Lebenden. Deshalb versteht er auch den hierarchischen Bau der Kirche und liebt ihn.

Demgegenüber stelle ich den Protestanten, der unfähig ist zu sehen, daß so etwas wie der Vollzug eines kultischen Opfers überhaupt sinnvoll oder gar notwendig sein könnte, und dem infolgedessen auch die Einsicht in die Notwendigkeit des Priestertums verschlossen ist. Ein winziger Teil der an sich schon wenigen die Kirche noch besuchenden Protestanten geht zum „Abendmahl“, und er tut es nicht, weil ihn hungert nach dieser Speise und dürstet nach diesem Trank, sondern lediglich deshalb, weil der Herr geboten hat, daß es zu seinem Gedächtnis getan werden solle. Das sind verschiedene Welten, deren Realität und Wesensverschiedenheit in keiner Weise dadurch geändert wird, daß man sich in ökumenischen Gesprächen in der theologischen Auffassung - etwa hinsichtlich der Realpräsenz - ein wenig näher kommt.

Aus: Marie Noel „*Erfahrungen mit Gott*“ (eine Auswahl aus den *Notes Intimes*):

„Die Visionäre, die Propheten haben die Kirchen niemals sehr geliebt. Sie leiden an der Herabsetzung Gottes in der menschlichen Verwaltung Gottes. Sie ertragen es schlecht, daß der Unbegrenzte in den Händen der Priester eine umschriebene Sache werde, begrenzt und verwaltet wie irgendein Gebiet dieser Welt, und daß die Unwissenheit über den Abgrund artige kleine Pfade für die Herden zieht.

Und doch ist für diese Herden von der göttlichen (Quelle zum menschlichen Durst ein Weg notwendig, göttlich von selten Gottes, menschlich von selten des Menschen: der Gottmensch.

Und die Kirche, in ihrer mittelmäßigsten Verleiblichung - irgendeinem unbedeutenden Priester, der jeden Tag Gott lenkt und den Menschen gibt - spendet ihm mehr Licht als der höchste Seher mit dem schärfsten Blick, der ihm nichts zu geben hat als die Begeisterung seiner erhabenen Augen. Der Atem Gottes ist in dem Propheten.

Aber Gott selbst ist in dem Bissen Brot, der jeden Morgen von einer unwürdigen Hand gebrochen wird. Deshalb gehe ich, zwischen einem Priester und sieben Propheten, zum Priester.“

Allein diese drei Kernpunkte dürften deutlich machen, daß ein Protestant dem Wesen der Kirche, der Inkarnation und der Eucharistie nicht nur mit dem Kopf, sondern mit seinem ganzen Sein begegnen müßte, was auf eine völlige innere Kehrtwendung hinausläuft, also auf eine Umkehr. Umkehr ist aber Konversion. Konvertieren kann aber nur der einzelne. Die Gnade der Umkehr kann man nur kniend entgegennehmen. Dieses Knieen muß jeder Protestant lernen. Glaubt man, daß dies *en masse* geschehen könne? Daher halte ich das Aufgehen ganzer protestantischer Gemeinschaften in der katholischen Kirche für sachlich und innerlich unmöglich. Als ein nur meinem Gewissen unterworfenen Protestant würde ich mir übrigens auch verbitten, daß irgend ein Kirchenpräsident, ein „Bischof“, eine Landessynode darüber disponieren, was allein meine Glaubensentscheidung sein könnte. Auch im Hinblick auf die Kirche ist der geschlossene Eintritt protestantischer Gemeinschaften kaum

denkbar, jedenfalls aber nicht wünschenswert, weil sie die Gefahr der Verwässerung, ja der Korrumpierung des kirchlichen Lebens mit sich brächte. Der Protestantismus ist nicht wie das Heidentum etwas Fremdes, womit die Kirche bei ihrer bewährten Kraft zur Assimilierung fertig werden könnte, sondern ein Stück Kirche, das erkrankt war und sich abgestoßen hatte oder abgestoßen worden war und das mit allen Viren zu assimilieren wohl möglich sein würde, abgesehen davon, daß dies die Aufnahme von 95 % Indifferenten bedeuten würde, wovon die Kirche wohl bereits jetzt genug hat.

Ich bete darum, daß es nicht zur Aufnahme geschlossener protestantischer Gemeinschaften in die römische Kirche kommt, sondern darum, daß die Kirche das Christliche immer reiner, klarer und damit anziehender darzuleben imstande sein werde, damit ungezählte Protestanten den Weg zu ihr finden.

ZUR LITURGIE

Ich habe begriffen, daß das Dogma letztlich ohne die Liturgie und den Gottesdienst lebendig gar nicht zu erfassen ist. Bei diesem engen Zusammenhang zwischen Dogma und Kult ist angesichts der „Heimholung der Dogmen“ der allmähliche Verfall der Liturgie nur die andere Seite desselben Geschehens. Wie das kommende Schema für die Liturgie auch beschaffen sein mag: Für das deutsche Sprachgebiet dürfte hinsichtlich der Gestaltung des Gottesdienstes und hinsichtlich der Kultsprache alles bereits dadurch im negativen Sinne entschieden sein, daß man dem deutschen Episkopat die Regelung ohne die in der römischen Aufsicht liegende Zucht überlassen wird.

Damit ist die Liturgie „nicht in Gottes Hand“. Ich sage dies nicht leichtfertig, sondern als einer, der seit fünf Jahren katholische Pfarrgottesdienste in diesem Lande durchlitten hat, Betsingmessen, Gemeinschaftsmessen und sogenannte deutsche Hochämter. Wenn in dem Buch von *Walter Dürig* „Die Zukunft der liturgischen Erneuerung“ auf Seite 161/62 die mangelnde Formungskraft der Liturgie bedauert und der Verwunderung darüber Ausdruck gegeben wird, wie groß in den Gemeinschaftsmessen die Zahl derer sei, die nicht mitbeten und nicht mitsingen (auch ich gehöre zu diesen), so liegt das nicht - wie dort angenommen wird - an der individualistischen, auf Absonderung bedachten Haltung der Betreffenden, sondern daran, daß diese Art der Meßfeier für sie den Charakter einer Begegnung mit dem Mysterium vollkommen eingebüßt hat.

Aber der horizontale Bezug, nämlich das Wissen darum und die Empfindung dafür und die Freude daran, daß in der Eucharistiefeier der einzelne nicht nur Christus begegnet, sondern in, mit und durch Christus allen Mitfeiernden, kann nur durch das Mysterium gegeben werden, nicht aber dadurch, daß alle mehr oder weniger laut dieselben Texte in der Muttersprache gemeinsam sprechen, daß von Halbwüchsigen mehr oder weniger schlecht die Epistel, das Evangelium, die Präfation und die Orationen gesprochen und daß möglicherweise mehr oder weniger geeignete, meist inhaltlich ganz unverbindliche und musikalisch unliturgische oder gar kitschige Lieder gesungen werden.

Das hat für viele die Wirkung, daß das Geschehen am Altar nicht vergegenwärtigt oder gar mitvollzogen, sondern daß es durch diesen unadäquaten Betrieb verdeckt wird, also das genaue Gegenteil dessen, was man damit zu erreichen behauptet. Diese rein äußere Aktivierung des Volkes, die im wesentlichen in einer Art äußeren Betriebsamkeit besteht, ist der von der liturgischen Bewegung erreichte, aber

allgemein überschätzte Erfolg. Dabei ist es geblieben und dabei wird es bleiben. Man hatte in der liturgischen Bewegung wohl erkannt, wie eng das Disponiertsein für die Liturgie mit der „religiösen Begabung“ zusammenhängt. Man sieht aber nicht, daß man den Mangel an religiöser Begabung nicht dadurch wettmachen kann, daß man eben jenen Mangel des heutigen Menschen zur Norm für die Gestaltung der Liturgie macht.

Was und womit wird dafür bezahlt? Nicht etwa nur mit dem Verlust der Kultsprache, des Chorals, des Reichtums an ungezählten liturgischen Formen und Möglichkeiten, sondern vor allem mit der bereits angedeuteten unaufhaltsamen *Herabziehung des Mysteriums in das Alltägliche* und der Einebnung des liturgischen Geschehens auf das letzte Niveau. Ist das nicht wirklich „der voreilige Vorteil eines nahen Verlustes“?

Auch in diesem Zusammenhang kann ich mein Erstaunen darüber nicht unterdrücken, daß man nicht gewillt ist, aus der Geschichte des Protestantismus, die wirklich ein warnendes Beispiel ist, zu lernen. Dort hatte man das alles, was von unseren Erneuerern als Errungenschaft gepriesen wird, von der Volkssprache angefangen bis zu der Liederlei, mit dem Effekt, daß trotzdem nach und nach das lebendige Singen verstummt, die aktive Teilnahme des Volkes (das zum allergrößten Teil nicht einmal mehr hingeht) am Gottesdienst erloschen ist und daß die Kirchen leer und in jedem Betracht verödet sind und leer bleiben werden trotz aller rührenden Versuche der im Protestantismus von Anfang an überwiegend ironisch betrachteten Berneuchner, die übrigens, wie ich in „Christ und Welt“ las, bereits als gescheitert betrachtet werden.

Die „tätige Teilnahme der Gläubigen an der Meßfeier“ ist nur eine, von der liturgischen Bewegung in ihrer Bedeutung verabsolutierte Seite des Problems und nicht einmal die wichtigste: wichtiger ist, daß wir die heilige Messe haben und daß sie täglich gefeiert wird und den Gläubigen täglich erwartet und daß sie trotz aller Una-Sancta-Tendenzen nicht verwässert wird, sondern rein erhalten bleibt.

Mehr ist heute nicht möglich. Mit Recht wird in dem oben erwähnten Buch gesagt, daß die Bild- und Zeichenhaftigkeit unabdingbar zu dem durch keine Reform zu ändernden Wesen der Liturgie gehöre und daß der durchschnittliche moderne Mensch nicht mehr im ausreichenden Maße imstande sei, dem im Bilde Ausgedrückten in der Tiefe seines Wesens Einlaß zu gewähren, weil sich bei ihm der Verstand und mit ihm sein Gegenspiel, das subjektive Gefühl vorgeedrängt und der Wille abgesondert und selbständig gemacht haben, sein Herz stumpf und sein Instinkt unsicher geworden sei.

Hier liegt das Problem, nicht in der Kultsprache, nicht im Choral. Vielfach äußert sich das, wie bereits in anderem Zusammenhang erwähnt, in einer Art Erblindung, derzufolge die Menschen die Fähigkeit verlieren zu sehen, daß der Vollzug des Meßopfers sinnvoll oder gar notwendig sein könnte. Wo wollen sie dann den Sinn für das Zeichenhafte dieses Geschehens hernehmen?

Also wird man durch eine „Reform der Liturgie auf den Menschen hin“ nichts gewinnen. Das einzig Mögliche, für menschliches Ermessen Unmögliches wäre also der Versuch einer Änderung des modernen Menschen auf die Liturgie hin - was natürlich bei Gott stünde. Aber gerade dem will man nicht ins Auge sehen, weil man heute auch in der Kirche glaubt, alles „machen“ zu müssen. Geht man diesen Weg weiter, wird es nach einigen Jahrzehnten zunehmender Verflachung in unseren Kirchen zugehen wie in den „*Ställen Luthers und Calvins*“ (Bloy).

Aber wenn schon Aktivität: Stets weist man darauf hin, daß zum Singen des Chorals eine Schola gehöre. Warum hat man - wenigstens in großen Pfarreien - nicht für eine solche gesorgt? Warum haben die Bischöfe, die allein hierzu in der Lage sind und nach den päpstlichen Anweisungen auch verpflichtet waren, nichts getan? Weil man nicht wollte. Man hat es dem Idealismus einiger miserabel bezahlter Kirchenmusiker überlassen, um dann sagen zu können, es gehe nicht. Bei den Kindern hätte man beginnen müssen und beginnen können. Statt dessen verdirbt man sie mit dein Liederkitsch.

Zum Wesen der heiligen Handlung gehört die Schranke gegenüber dem profanen Bereich, gegenüber Markt und Straße. Bei einer Beseitigung der Kultsprache ist es aber kaum möglich zu erreichen, daß sich das heilige Geschehen von dem banalen Bereich abhebt.

Ein Jesuitenpater schrieb mir neulich von einem ihm bekannten gläubigen Juden, der allein deshalb Israel verlassen habe, weil dort, ihm unerträglich, das Hebräische - durch Jahrtausende die heilige Sprache des Gebetes - zur Straßensprache geworden ist. Es ist nachgerade zur manchmal peinlich anmutenden Mode geworden, der „lateinischen Kirche“ ostkirchliche Verhältnisse als beispielhaft vorzuhalten, mag es passen oder nicht.

Hier aber paßt es: Der erwähnte Pater unterrichtete mich auch davon, daß in der russisch-orthodoxen Kirche das moderne Russisch als Sprache der Liturgie abgelehnt werde wegen der Heiligkeit der kirchenslawischen Sprache, die für den heutigen Russen eine fremde Sprache ist. Was sagen unsere Reformer dazu? Ich frage mich, was wohl Christen des östlichen Ritus, in dem sich das heilige Geschehen sogar hinter der Ikonostase vollzieht, also in noch größerer Distanz zu den dennoch anders und ausschließlicher als unsere Gemeinschaftsmeßbesucher dem Mysterium zugewandten Gläubigen sagen oder empfinden würden angesichts und angehört einer Gemeinschaftsmesse oder Betsingmesse in Deutschland.

Wiederum aus *Marie Noel*:

„Gewisse neuerungssüchtige Geistliche sind bestrebt, sich immer mehr von der traditionellen Liturgie zu entfernen, um die Zukunft immer mehr einer wortreichen Religion zu öffnen ...

Sie lassen die sonntäglichen Bräuche - Vesper und Complet - fallen ... und sogar im Gottesdienst die geheiligten, geheimnisvollen Hymnen, die sie als unverständlich ansehen, durch den Gesang in der Volkssprache ersetzen, der alles sagt, was er bedeutet: wenig oder nichts.

Mit diesem Vorhaben, den göttlichen Kult volkstümlich zu machen - und wie! -, entkleiden sie ihn seiner heiligenden, jahrhundertealten Schönheit, wie einen Adligen, den man endlich enteignen muß, für den es endlich Zeit ist zu verarmen, um ihn endlich auf das Niveau der großen Masse zu bringen. Sie vergessen, daß seine mystische Kraft im Gegenteil darin liegt, die große Masse auf das Niveau des Überalltäglichen ... zu erheben.

Ist es für den Gläubigen notwendig, alles zu verstehen? ...

Die Liturgie ist für dieses göttliche Nahen eine stärkere und fast sakramentale Stimme. Sie ist der Jahrhunderte alte Chor der Gemeinschaft der Heiligen, der quer durch alle Menschenalter mit denselben von Seele erfüllten Worten desselben Gebetes das Miserere und das Magnifikat des heiligen Kirchenlehrers

Thomas von Aquin und der des Lesens unkundigen Johanna von Lothringen verbindet.“

Dem ist wohl nichts hinzuzufügen.

Sie wissen, hochwürdiger Herr, daß bei alledem für mich weder ästhetische Gesichtspunkte als solche die noch museale Aspekte bestimmend sind. Es ist unwiderrufliches Erleben (und darin bin ich gewiß kein Unikum), daß ich dem Wesen der Kirche in der Liturgie am unmittelbarsten begegnet bin. So habe ich z. B. auch den gregorianischen Choral nie als ein Mittel zur besonders schönen Ausgestaltung oder Verzierung, also als ein kirchenmusikalisches Mittel unter anderem empfunden, sondern unmittelbar als ein Stück vom lebendigsten Leben der Kirche selbst, als einen einzigen Sang von Liebe, Freude, Friede und Seligkeit (und das ist wohl etwas vom Leben der Kirche), dessen herbe Wärme sich nie abnützt durch eine billige Unterhaltung unserer Gefühle und dessen verborgene Weisheit uns gesund macht (Merton).

Um es an einem Beispiel deutlich zu machen: „*Non intratur in veritatem, nisi per caritatem*“: „*Mit dem Herzen*“ (also nicht nur mit dem Kopfe oder bloßen Gefühl) habe ich das begriffen nicht beim Lesen des heiligen Augustinus, sondern allein durch den Choral, nicht weil der Choral davon „redet“ oder es - um in der auch bei uns üblich werdenden Terminologie der Redekirche zu bleiben „verkündet“ sondern *weil er es ist*, weil es in ihm gelebt wird. Ich wünschte, ich könnte das klarer sagen, als es mir gegeben ist.

Etwas - wenn auch auf anderer Ebene - Entsprechendes ist wohl gemeint, wenn Gabriel Marcel sagt, die Musik sei eine Ordnung, in der man das Gesagte nicht von der Art des Gesagten unterscheiden könne, daß man also dort strenggenommen von einem ausgedrückten Inhalt, der von dem Ausdruck selbst verschieden ist, nicht mehr sprechen könne, oder wenn Künigs („*Der Mensch vor Gott, Die Daseins-erfahrung in den Psalmen*“) sagt, daß in der Psalmendichtung „die Sprache durch die Weise ihres Sprechens realisiert, was der Inhalt ihrer Aussage ist: die Gegenwart Gottes“. Oder ähnlich, wie man bei den *Passionen J. S. Bachs* an manchen Stellen plötzlich den Eindruck hat, als werde die frohe Botschaft nicht bloß verkündet, sondern insofern weit über das Protestantische hinausgehend) als geschähe sie eben in voller Vergegenwärtigung, eigentlich - meine Erfahrung - das Herzensverständnis schon darauf vorbereitend, wie im Meßopfer das Kreuzesopfer des Herrn als das immerwährende unblutige Opfer des Neuen Bundes vergegenwärtigt wird.

Trotzdem: den Choral schmeißt man weg um vordergründiger, nur am Tage orientierter „seelsorglicher“ Anliegen willen. Daß der Mensch von der Liturgie geformt werde, damit er in ihr aus Christus leben könne: das allein wäre Liturgie unter dem Aspekt der Seelsorge. Heute versteht man stattdessen darunter den gottesdienstlichen Betrieb als solchen, vor allem, daß möglichst viele Leute gern und lauthals das mitsingen, was ihrem subjektiven Gefühlchen ohnehin liegt oder sie anspricht.

Wie sollen sie davon geformt werden? Wenn eine Zeit zu einer Reform der Liturgie (von gewiß notwendigen Regelungen für die Missionsgebiete ist hier nicht die Rede) nicht legitimiert ist, so ist es die unsere, für die „das Vorbild für alle Lebenssituationen die Welt des Mechanischen geworden ist.“ Man will überall möglichst schnell auf geradem Wege den Zweck erreichen, wie beim Bau einer Maschine und alles unnötige Beiwerk weglassen (wofür die bisher unsinnige

Unterscheidung zwischen Wesentlichem und Akzidentiellem erhalten muß: in der echten Liturgie gibt es überhaupt nichts „Zufälliges“). Und diese aktivistische, unehrfürchtige Haltung läßt den Sinn für die inneren Entfaltungsgesetze des Seienden, insbesondere der vitalen und geistlichen Sphäre absterben“ (so Dietrich von Hildebrand in dem Büchlein „Liturgie und Persönlichkeit“, auf das ich vor kurzem gestoßen bin und dem ich die Beruhigung zu danken habe, daß ich die Dinge weder schief noch allzu überspitzt sehe). Die mangelnde Legitimation dieser Zeit für eine Reform sollte ein Blick in die Diözesan-Gebetbücher deutlich machen. Das „Liedgut“ ist zum Teil von dem des Protestantismus aus dem 16. und 17. Jahrhundert übernommen (insoweit die Impotenz zu Eigenem beweisend), oder es ist (von Ausnahmen natürlich abgesehen) musikalisch oder textlich katholischer, die echte religiöse Haltung korrumpierender Kitsch aus dem vorigen Jahrhundert.

Aus dem Büchlein von *Dietrich von Hildebrand*:

„Man denke nur, in welche Sümpfe der Trivialität manchmal noch so gut gemeinte Lieder religiöser Art in der neuesten Zeit verfallen sind, wie sie den Gläubigen zum Abgleiten ins Oberflächliche geradezu verleiten, den Außenstehenden irreleiten, indem sie ihm an Stelle des wahren Antlitzes Christi, wie es uns in der Liturgie aufleuchtet, ein völlig süßlich und sentimental verfälschtes vor Augen führen; wie diese Lieder, statt uns aus unserer Enge in die reine geheimnisvolle Luft des Königs der ewigen Glorie zu heben, statt uns die ganze Süßigkeit und den geheimnisvollen Glanz des ‚Schönsten aller Menschenkinder‘ zu entschleiern, uns in eine auch schon vom natürlichen Standpunkt aus fatale Welt der Sentimentalität und philistralen Enge hineinführen. In manchen Liedern wird den Gläubigen geradezu das Abgleiten aus der Schicht echter religiöser Ergriffenheit in die bloßer Kindheits-erinnerungen nahegelegt, oder in die Ebene eines loyalen Treuebekenntnisses, bei dem man sich gleichsam in die Brust wirft, wie in einem Kriegsveteranenverein. Hierbei handelt es sich wahrhaft nicht um bloß ästhetische Fragen, sondern darum, ob ein Lied den Geist Christi widerspiegelt oder nicht, ob es von wahrhaft sakraler Luft erfüllt ist und in welche Schicht es uns innerlich führt, wenn wir uns seinem Geiste überlassen.“

Von Hildebrand weist schließlich noch auf die Kluft zwischen der aus dem Geist der Liturgie geformten Herz-Jesu-Litanei und den Herz-Jesu-Liedern hin, „in denen weder wie in der Litanei das *mysterium incarnationis* und das *mysterium caritatis* aufleuchtet, sondern das Herz Jesu ganz der geheimnisvollen Durchdringung der menschlichen und göttlichen Natur in eine Person entkleidet und in einem rein natürlichen Licht gesehen wird aus der Sicht eines sentimental, süßlichen, kleinen Menschenherzens heraus.“ –

Wir hatten hier eine recht eindrucksvolle Fronleichnamsprozession. Aber: Der Priester sang an den vier Altären das Evangelium deutsch im Choralton, eine illustre Vorwegnahme der künftigen Taten unserer Bischöfe auf diesem Gebiet. Es war nicht nur eine den musikalischen und liturgischen Normen hohnsprechende Geschmacklosigkeit, sondern wirkte wie eine üble Parodie, eine Persiflage eines gesungenen Evangeliums, auf mich jedenfalls beinahe blasphemisch. Weshalb liest man die Evangelien nicht einfach vor? Das wäre doch wenigstens näher bei den „evangelischen Brüdern“, die uns allerdings bei verrammelten Fenstern an ihren Häusern vorbeiziehen ließen.

Zum Schluß kann ich Ihnen nur noch herzlich dafür danken, daß Sie mir bis hierhin geduldig gefolgt sind.

Ich grüße Sie, sehr verehrter, lieber Pater, in dankbarer Ergebenheit

Ihr Rudolf Fischer

+

(aus: Schriftenreihe der Una Voce - Deutschland Heft 3/1969,
Herausgegeben von Albert Tinz, 1 Berlin 62, Kufsteiner Straße 6)